

Historiker und Europäer

Zum Lebensbericht von Jean Rudolf von Salis

Diese Autobiographie des Schweizer Historikers¹, welche zunächst die ersten vier Jahrzehnte unseres Jahrhunderts umfaßt, ist ein erstaunliches, unerschöpfliches Buch. Man kann es unter den verschiedensten Aspekten lesen, die sich in überzeugender Weise ergänzen und das Porträt eines Mannes liefern, der als Wissenschaftler, Publizist, Erzähler, Politiker, Weltbürger gleichermaßen unsere Aufmerksamkeit verdient. Wir begegnen hier einem universalen Geist, und besonders junge Menschen (denen diese Lektüre angeraten sei) erfahren an solchem Beispiel, was für umfassende Erfahrungen gemacht werden müssen, damit aus ihnen echte Bildung erwächst. Freilich ist solche Bildung kein Postulat, wie es die Kulturpolitiker zu erheben pflegen, sondern sie ergibt sich als Frucht einer Bemühung, die im intellektuellen wie im musischen Bereich gleichermaßen verwurzelt ist. Unablässige schöpferische und moralische Anstrengung wird vorausgesetzt; Urbanität verbindet sich beglückend mit Bodenständigkeit und einer farbigen Überlieferung.

Hat die Schweiz als europäische Mitte (nicht nur im geographischen Sinn) den Vorzug, solche Persönlichkeiten hervorzubringen und durch sie ihren besonderen Beitrag zur europäischen Geschichte zu leisten? Hier entstand eine geistige Aristokratie, die sich häufig mit derjenigen des Blutes verband. Ihre Vertreter erregen unsere Bewunderung, freilich auch eine gewisse Eifersucht, weil sie uns nicht in Unklarheit lassen über den Abstand, der uns von ihnen trennt. Über alle Welt verstreut, besitzt doch diese eidgenössische Intelligenz ein erstaunliches Gefühl der Zusammengehörigkeit, das weder durch politische noch durch Sprachgrenzen beeinträchtigt wird. Man spürt die Genugtuung, wenn der Verfasser sich über seine Familie äußert: „Die Salis waren immer eine europäische Familie, mit Ausläufern in Südamerika und in Australien. Aber die meisten Namensträger sind Schweizer; sie sind während des Krieges in

der Schweiz geblieben, mit Ausnahme derjenigen, die als Diplomaten oder als Delegierte des Internationalen Roten Kreuzes auf Auslandsposten waren.“

Die Vorzüge, einer solchen Familie anzugehören, sind unleugbar. Der Selfmademan muß auf die geistigen und moralischen Stützen einer großen Überlieferung verzichten, er ist auf sich allein angewiesen, auf seine Geschichte, seine Intelligenz, sein Glück und seine Rücksichtslosigkeit. Er findet keine Zeit, sich um innere Geschlossenheit, um eine ausgewogene Existenz zu bemühen, sondern nur jene Organe werden stärker, oft vergrößernd ausgebildet, deren er bedarf, um sich selbst zu behaupten und über seine Rivalen zu dominieren. „Die Bedeutung eines alten Geschlechtes“ – so lesen wir – „besteht darin, daß seine Tradition lebenskräftig und regenerationsfähig ist. Bei der erwiesenen Vitalität und Energie einer alle Stürme überlebenden Sippe kann man nicht von Verfall reden wie bei den ‚Buddenbrooks‘. Sie war widerstandsfähiger, als es bei Nachkommen der neuen Geldaristokratie manchmal der Fall ist, weil ihre Angehörigen durch viele Generationen um ihre Geltung kämpfen mußten und sich durch Rückschläge nicht entmutigen ließen.“

Stationen des Studenten sind Montpellier, Bern, Berlin, der Weg führt aus der Provinz in die deutsche Hauptstadt, mitten hinein in den Wirbel der goldenen zwanziger Jahre, an dem sich der junge Mann nach Kräften beteiligt. Freilich bleiben seine Berliner Erfahrungen zwiespältig; in der Weimarer Republik tanzt man auf einem Vulkan, braune und rote Wehrverbände machen die entsprechende Begleitmusik. Der künftige Historiker erkennt leicht, daß dieser Staat, übereilt aus den Trümmern des Ersten Weltkriegs zurechtgezimmert, hin und her geworfen zwischen Lebensgier und Straßenschlachten, angeheizt durch die Inflation, nicht die mindeste Chance besitzt. „Es gab wohl eine parlamentarische Republik in Deutschland, aber die Hebel der

Macht befanden sich kaum mehr in der Hand von Demokraten. Dem Regime fehlte es an Überzeugungskraft, der Regierung an Autorität. Das Gefühl, daß der neuen Ordnung keine Dauer beschieden sei, war verbreitet.“

Salis hat in der Berliner Zeit, als er – nach seinem Bekenntnis – in die Welt eintrat und Historiker wurde, auf doppelte Weise Geschichte erlebt. Sie begegnete ihm einmal wissenschaftlich-theoretisch in den Hörsälen der Berliner Universität, wobei besonders Friedrich Meinecke Einfluß auf ihn gewann. Auf der anderen Seite bot ihm, dem aufmerksamen, sensiblen Beobachter, die Stadt Berlin täglich Einblicke in ihre politischen Turbulenzen und in diejenigen des „Reichs“. Auch der Umgang mit bedeutenden Zeitgenossen trug dazu bei, das politische Urteil zu festigen.

Die letzte entscheidende Etappe auf Salis' persönlichem und historischem Weg war Paris. Er promovierte an der Sorbonne (das dortige Doktorat besaß die Bedeutung einer Habilitation) und war in dieser Stadt viele Jahre als Journalist tätig. Die Fäden der internationalen Politik liefen damals in Paris zusammen, Salis gewann Erfahrungen und Kontakte, die sich für seine weitere Laufbahn als entscheidend herausstellten. Der Wechsel von Berlin nach Paris veranlaßte zu manchen Vergleichen, welche durchaus zum Vorteil der französischen Metropole ausfielen, der gegenüber Berlin jetzt als ein Dorf erschien.

Salis ist Paris ebenso verfallen wie der junge Rilke; zwar besitzt er mehr Selbstsicherheit und Konsistenz als der Malte Laurids Brigge, aber im übrigen ist die Verwandtschaft beider unverkennbar. Manche Pariser Impressionen scheinen der Rilkeschen Feder zu entstammen: „Eine Geisterhand ergreift einen riesigen Fächer, öffnet ihn Falte um Falte, bis er in tausend Farben vor unserem Auge zu leben beginnt – so liegt die Stadt Paris in einem mächtigen Bogen um die Anhöhe von Montmartre.“ Im gleichen Zusammenhang: „Die Beete des Luxembourg-Gartens sind in ein Flammenmeer von Herbstblumen verwandelt. In den Alleen liegt dürres Laub. Maler haben ihre Staffeleien

aufgestellt. Arbeiter reinigen mit Reisbürsten die anmutigen Statuen der französischen Königinnen; es gibt nicht mehr gute und schlechte Königinnen, sondern nur noch schmutzige und weißgeschuerte.“

Bei solchen Gelegenheiten treten Salis' literarische Ambitionen in Erscheinung, aber es bahnen sich keine Konflikte an. Der Autor ist in beiden Bereichen zu Hause: als Historiker ordnet er die Ideen, während der Schriftsteller diese für ihren Auftritt auf der geschichtlichen Bühne einkleidet, sie farbig und anziehend macht, gleichsam für ihre Fleischwerdung sorgt.

In Jean Rudolf von Salis' Lebensbericht ist das literarische Element oft vorherrschend, so daß man sich in einen großangelegten Entwicklungsroman versetzt wähnt, mit ausführlichen zeitgeschichtlichen Einblendungen. Es ist ein großer Genuß: den Weg eines liebenswerten, hochbegabten Menschen durch das erste Drittel (und einige Jahre darüber hinaus) unseres Jahrhunderts zu begleiten. Im Prisma einer Person rafft und facettiert sich die schwerfällige Historie.

Uns verwundert keineswegs, daß Dichter und Schriftsteller in dieser Biographie eine solche Rolle spielen und über den Umgang mit ihnen ausführlich berichtet wird. Im Salisschen Pantheon, mit kennerischer Sorgfalt errichtet, treffen wir viele vertraute Büsten. Ich greife (sehr subjektiv) aus der Fülle der Personen einige heraus und nenne: Thomas und Heinrich Mann, Joseph Roth, Rychnier, Claudel, Kaßner, Spengler, Friedrich Sieburg, Hermann Hesse, den Insel-Verleger Kippenberg, Franz Werfel und Frau Alma, den Philosophen Berdiajew, Paul Hazard, den Philologen Willamowitz, den Vater des Historismus Ernst Troeltsch, die zerbrechliche Elisabeth Bergner.

Welch hinreißende Sammlung von Geist, Anmut und Talent auf engstem Raum! Aber die für Salis wichtigste Figur muß noch einmal ausführlich vorgestellt werden: es ist Rainer Maria Rilke.

Unter vielen Rilke-Monographien hebt sich das Buch von Salis „Rainer Maria Rilkes Schweizer Jahre“ (kürzlich wieder neu auf-

gelegt) aufs Vorteilhafteste heraus, weil es sich hütet, jener geschwätzigen Verehrung zu verfallen, die uns so häufig begegnet. Die sorgfältig-teilnehmende Darstellung berichtet von der Zuneigung, die der Jüngling dem Dichter entgegenbrachte. In der kurzen Zeit, die den beiden verblieb (Salis besuchte Rilke zum ersten Mal in Muzot 1924, also zwei Jahre vor dessen Tod), ergab sich eine herzliche und vertrauensvolle Verbindung zwischen beiden Männern, die im Alter eine Generation auseinanderlagen. In einem eigenen Kapitel seiner Lebensgeschichte hat Jean Rudolf von Salis von dieser befristeten Freundschaft erzählt. Muzot, im Wallis gelegen, das bergende Gehäuse, das dem Dichter in wenigen inspirierten Tagen des Jahres 1922 die Duineser Elegien und die Orpheus-Sonette schenkte – Muzot war kein Schloß, auch kein Schloßchen, sondern ein Turm von bemerkenswerter Primitivität. Es gab dort keine Wasserleitung, keine Elektrizität, keine telephonische Möglichkeit. Der einzige Spiegel im ganzen Gebäude war der Rasierspiegel in Rilkes kleinem Schlafkabinett. Der Dichter, schon unmerklich vom Tod gezeichnet (er litt an Leukämie), unterhielt sich mit dem Studenten nicht nur über künstlerische, sondern auch über religiöse Fragen. Salis berichtet: „Sein Bekenntnis: der Gottsuchende müsse zu der Gesamtheit der Dinge und Erscheinungen, zu allem, was die Schöpfung und die Welt bieten, ein großes ‚Ja‘ sagen; zu dieser Gesamtheit gehörten, wenn auch zunächst ununterscheidbar, die Werke Gottes. Nicht ein Jenseitsglaube tue not, er verschleppe nur die Hoffnungen der Menschen hinter den Tod; sondern auf die Bejahung des Hiesigen komme es an, in der Zustimmung zum Leben und seinen herrlichen Gaben müsse sich auch das Göttliche offenbaren. Der Suchende und Ringende könne aber nur finden, wenn die Gegenliebe Gottes wirke und ihm entgegen komme.“ Was hier über die Gegenliebe Gottes anklingt, führt durchaus über jenen mystischen Immanentismus hinaus, auf den die Ausleger Rilkes mit Vorliebe hinzuweisen pflegen.

Für den Lebensweg des künftigen Gelehrten blieb diese Begegnung bestimmend. Der im-

mer wieder aufbrechende Konflikt zwischen Wissenschaft und Literatur, der gelegentlich die Zielstrebigkeit der eigenen Entwicklung zu durchkreuzen schien, begann sich zu lösen. Salis akzeptierte Rilke als „Wegweiser“, er gestand ihm zum 49. Geburtstag: „Die Wissenschaft ist mir fortan nicht mehr ein Hemmnis für die Kunst. Hier ist auch Paul Valéry – durch Sie – Wegweiser, in seiner wunderbaren Vereinigung von Intelligenz und Kunst. Wahre, universelle Geistigkeit wird immer Wissenschaft und Kunst umspannen.“

Salis verdankte der Literatur und der Musik Wesentliches, aber er wußte jetzt, daß sie seinen beruflichen Werdegang nicht ausschließlich bestimmen würden. Auch eine andere Versuchung wurde abgewehrt: diejenige des Journalismus. Viele Jahre bewegte sich Salis in Paris in diesem Metier, schrieb für bekannte Schweizer Zeitungen, gewann als Pressekorrespondent Anerkennung – aber er erkannte, daß ihn der Journalismus auf die Dauer nicht befriedigen würde (so wenig wie Rychnier oder Frisch). Die entscheidende Wendung bahnte sich an, als 1934 eine Bewerbung auf den Lehrstuhl für Geschichte an der Zürcher Eidgenössischen Technischen Hochschule wider Erwarten realisiert wurde. „Es ist ein großer Sprung vom Zeitungskorrespondenten zum Ordinarius“, heißt es in einem Brief nach Haus. Der Sprung gelang – und brachte den verhältnismäßig jungen Mann (1901 geboren) an das Ziel seiner Wünsche.

Der Lebensbericht – es handelt sich um den ersten Teil – macht uns sodann vertraut mit den vielfältigen Aufgaben, welche die Universität zu jener Zeit stellte. Eine bedeutende Laufbahn schien gesichert, als der Historiker erkennen mußte, welch irrationale Größe die Geschichte ist. Hitler betrat mit seiner braunen Gefolgschaft die Bühne, und der Marschtritt seiner Divisionen machte Europa zittern, ließ die Welt den Atem anhalten und auf das Absurdeste gefaßt sein. *Hans Jürgen Baden*

¹ Jean Rudolf von Salis, *Grenzüberschreitungen. Ein Lebensbericht. Erster Teil 1901–1939*. Frankfurt: Insel 1975. 521 S. Lw. 48,-.